

Rezensionen = Comptes rendus = Reviews

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen
Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société
Suisse-Asie**

Band (Jahr): **58 (2004)**

Heft 2: **Das Bild der Schweiz in Japan : Rezeptionsformen im 20.
Jahrhundert**

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN / COMPTES RENDUS / REVIEWS

SUZUKI Shun: *Die Hausschlange – Gedichte aus dreissig Jahren*. Aus dem Japanischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Eduard Klopfenstein. Bodoni Druck 74. Frauenfeld (CH): Verlag im Waldgut, 2002. 42 pp. ISBN 3-7294-0326-5

Im Vorwort zu den unter dem Titel “Die Hausschlange” versammelten neunzehn Gedichten fällt das Wort Renku – Kettengedicht. In einem weiteren Sinn ist die vorliegende Publikation ebenfalls ein Renku. Der Dichter und Verleger Beat Brechbühl erzählt, im September 2000 sei er mit dem 1931 geborenen Dichter Suzuki Shun auf den Spuren von Bashōs *Schmalen Pfaden durchs Hinterland* gewandert. Unterwegs sei ein japanischer Verleger dazugestossen. Die drei übernachteten in einem gemeinsamen Schlafraum. Da schob ganz unerwartet Suzuki Shun die Matten zusammen und verkündete: “Wir drei dichten ein Renku.” Der Verleger sprach allerdings nur japanisch, Brechbühl ist des Japanischen nicht mächtig. Also übersetzte Suzuki Shun von einem zum andern.

Die hier von Eduard Klopfenstein übertragenen Texte stammen aus den Gedichtbänden *A* (1982), *Konwaku* (1993) und *Aodaishō* (2002). Im Nachwort skizziert der Übersetzer den Lebenslauf des Dichters, erwähnt dessen Übersetzungen deutscher Gegenwartslyrik sowie seine Schriften pädagogischer Fachliteratur.

Die Hausschlange (Aodaishō) ist ein seltsamer Titel für eine nach altem Handwerk in Bleisatz gedruckte bibliophile Broschur. “Aodaishō” – ein Traumgedicht. “Mein Traum gleicht dem Tohuwabohu / hinten im düsteren Schuppen / Eifrig stöbernd weiss ich doch selbst nicht / worauf ich es eigentlich abgesehen habe / [...] / Nichts! / [...] / Totenstille – ratlos schau ich hinauf: / Zwei funkelnde Augen von oben auf mich gerichtet / die grüne Schlange.” – Also kein gefährliches Tier wie jenes in der Glocke des Dōjōji-Tempels im Nō-Theater! Sondern es ist die ungiftige, bis zu 2 m lange Schlange, die in Japan seit altersher als guter Hausgeist, sogar als Hausgottheit angesehen wird. “Im wüsten Gedächtniswarr” hält sich die grüne Schlange auf. Im Vergleich dazu das Gedicht “Im Nu”. Es beginnt mit dem Vers “In einem Winkel des Gedächtnisses”, und die zweite Strophe lautet: “Droben auf der Ziegelmauer kauerte die graue Katze / ein Steinwurf / und

sie fiel herab wie ein Stück Porzellan / [...] / ein so zum Greifen naher Tod – zum Schatten verblasst ...” So wie die funkelnden Augen der grünen Schlange wird auch die graue Katze zum Sinnbild für Unerklärliches. Oder: mit dem Gedicht “Die Katze vom 10. März morgens” verleiht der Dichter seinem Schock Ausdruck über den Luftangriff vom 10. März 1945 auf Tōkyō.

Immer wieder sind Tiere Zeugen realer Vorkommnisse. Am 10. März 1945 wurde der Bahnhof von Ichigaya zum Stahlgerippe, nur die Boote im Fischgraben waren nicht verbrannt und “am Graben liess immer irgend einer die Angelschnur hängen”. (Die Anmerkung erläutert: Suzuki stammt aus dem Stadtbezirk Ichigaya am Rand des Palastbezirks im Zentrum von Tōkyō.) Und wenn die Rede auf Hiroshima kommt, macht einer den Mund zu wie eine Auster. Wiederum sieht der Wanderer auf einsamen Wegen einen “weissen Reiher, der seine Kreise zieht über dem Zedernwald”. Die Tiermetapher ist eines der vielen Sinnbilder, die in Ost und West vermutlich gleichermaßen verständlich sind.

“Die blaue Blume” ist seit Novalis das Symbol romantischer Poesie, und von daher muten uns die folgenden Verse weniger fremd an, wir ahnen Analoges. Da steht das lyrische Ich auf einem menschenleeren Bahnsteig und schliesst eine Zeit lang die Augenlider: “Im Auge ein blaues Pferd / malmt Gras / blaues Gras / blaue Weide / auch eine fern im Dunst liegende Bergkette – blau / eingetaucht in meerähnliche Luft / Wann war das gewesen? / Blaues Pferd / malmt Träume // Ich öffne wieder die Augenlider / weiss nicht, wo ich bin [...]” Und wir erinnern uns an das Tohuwabohu vom Anfang. “Blaues Pferd”, “Blauer Reiter” – wohl eine Reminiszenz an die Künstlergemeinschaft um Kandinsky. “Blau” ist ein magisches Wort, ein bildträchtiges Wort, das den Traum in die Wirklichkeit holt.

Voller Magie ist auch das Wort “Michi” (Weg). In zahllose Richtungen führen die Wege. Doch in welche inneren Distrikte führen sie? “Vor meinen Augen der Weg gehört niemandem / [...] nichts weiter als eine Falte in der Landschaft.” Den richtigen Weg findet allein der Fromme. Das Gedicht schliesst mit der Strophe: “In Tibet erklimmt der Fromme über Jahre weg / – indem er sich immer neu zu Boden wirft – / die steilen Pfade bis zum Berge Kailash / noch lebt ‘Hingabe an den Weg, der zur Vollendung führt’.” Die Formel im letzten Vers ist eine Referenz an den Abschnitt “Auf den heiligen Bergen Gassan und Yudono” in Bashōs *Auf schmalen Pfaden ins Hinterland*. Eine doppelseitige Kalligrafie des Autors in der Mitte des Bändchens suggeriert eine Zweiteilung der Texte in solche mit allgemeinem Gehalt und

in solche mit historischem Hintergrund. Als Motto der letzteren wäre zu wählen: “Den Schmerz mit geschlossenen Lidern ertragen.” Suzuki nummeriert seine fünf Nachkriegsgeschichten: die vierte ist betitelt mit “Vater und Sohn – die Einfalt selber”, die sechste mit “Am Fluss Sumida”, die neunte mit “Die Küste von Dezu”, die zwölfte mit “Agitationskommando auf dem Land” und die vierzehnte mit “Der Fischgraben beim Bahnhof Ichigaya”. Im Rückblick kommt so nebenbei auch der Generationenkonflikt zur Sprache. Da ist der Sohn voller Hass auf den starrsinnigen Vater. Nach der Totenfeier des Vaters steht der Sohn vor dem Spiegel. “Und wer stand ihm da gegenüber? Es war der Vater”.

Das Schlussgedicht evoziert spielerisch eine Verbindung von Ost und West, von Gegenwart und Vergangenheit. Stichwörter sind: Zikaden und Grillen, Kiefern und Eichen, die Grenzschanke von Shitomae wird erwähnt, wir sehen altehrwürdige Bauerngehöfte in der Nähe des Bodensees und lange Züge von Ziegen mit Schellengebimmel. Über den sechs Strophen der Titel “Holterdiepolter <auf schmalen Pfaden durchs Hinterland>”. – Die Grenzschanke von Shitomae zeugt für Bashōs und für Suzukis Humor. Shitomae ist nämlich nach der Legende mit “Pinkle mal schön” zu übersetzen. Hier soll die Frau von Yoshitsune auf der Flucht in die Nordlande einen Sohn geboren haben und an der Grenzschanke löste das Kind sein erstes Wässerchen. Bashō und sein Weggefährte mussten des schlechten Wetters wegen in der Nähe der Barriere übernachten; am Morgen danach entstand das Haiku “Nichts als Flöhe und Läuse! / Und nah an meinem Kopfkissen / pisst auch noch ein Pferd”. Ein anderes Beispiel eines witzigen Vergleichs: “Zikaden rasen herum / Töffs zirpen, sirren / und der Lärm der Grillen / bohrt sich hinein in den Fels.” Da bezieht sich Suzuki auf Bashōs berühmtes Haiku: “Stille ...! / Tief bohrt sich in den Fels / das Sirren der Zikaden.”

Japan – Schweiz – Nähe und Distanz. Zur gleichen Zeit ziehen Ziegen mit Schellengebimmel vorüber und über den Äther kommt die aktuelle Meldung, der Molkereikonzern Y habe verdorbene Milch produziert. Den Titel des Schlussgedichts könnte man abändern in: Holterdiepolter zwischen nah und fern, zwischen jetzt und einst, zwischen Tiefsinn und Humor. Die Präzision des Realen und des Sinnbildlichen kommt in der deutschen Übertragung voll zum Ausdruck. Im Vorwort dankt Beat Brechbühl dem Übersetzer für die kongeniale Übertragung. Sie ist, wie ich es empfinde, eine eigentliche Neuschöpfung.

Elise Guignard

NAGAI Kafū: *Tagebuch / Das Jahr 1937*. Übersetzung und Nachwort von Barbara Yoshida-Krafft. Erläuterungen von Reinhold Grinda. München: Iudicium Verlag, 2003. 263 pp. ISBN 3-89129-119-1

Nulla dies sine linea! Dieses Motto wäre über Nagai Kafūs Schreiben zu setzen angesichts der Tatsache, dass er zweiundvierzig Jahre, ab September 1917 bis zum 29. April 1959, einem Tag vor seinem Tod, ein Tagebuch schrieb. Aus der Zeit vor 1917 stammen eine Reihe von Texten, die unter den erweiterten Begriff "Tagebuch" fallen. Ich meine die Berichte über seine Auslandsaufenthalte, in Amerika von 1903-1907 und anschliessend bis 1908 in Frankreich. Es sind dies das *Amerika monogatari* und das *Furansu monogatari*. Auch wenn die Zeitspanne in Amerika länger war als diejenige in Frankreich, beeinflusste diese Kafū nachhaltiger.

Innerhalb des umfänglichen diaristischen Werkes situiert die Übersetzerin das Tagebuch des Jahres 1937 im grösseren biografischen Rahmen. Die Lebensgeschichte des Dichters und Schriftstellers Nagai Kafū (1879-1959) zeigt das eindrückliche Porträt eines Literaten zwischen zwei Epochen, nämlich der Edo-Zeit auf der einen Seite und des späten neunzehnten und der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts auf der anderen Seite. Warum die Übertragung des Tagebuchs des Jahres 1937 ins Deutsche? Die Antwort: In diesem Jahr erscheint Kafūs Meistererzählung *Romanze östlich des Sumidagawa*, die Mutter stirbt, der Krieg zwischen China und Japan bricht aus.

Mit stets wachsendem Interesse liest man die dreihundertfünfundsechzig Einträge; jeder Tag ist erwähnenswert, vom Aufwachen bis zum Schlafengehen. Das Neujahr beginnt mit einem Gang zum Friedhof, zum Grab des Vaters und zu jenem von Narushima Ryūhoku (1837-1884), dem konfuzianischen Gelehrten; anschliessend ein Besuch der Schutzgöttin der Kinder. Es folgt ein Spaziergang nach dem Prostituiertenviertel Tamanoi und weiter in den Asakusa-Park, einem ursprünglichen Tempelgelände. Heimkehr kurz nach sieben Uhr; danach Lektüre im Tagebuch des vergangenen Jahres.

Die Friedhofsbesuche wiederholen sich, skandieren gleichsam den Lebensweg Kafūs seit frühester Zeit. Von seinem Pariser Aufenthalt im Jahre 1908 notiert er beispielsweise die auf dem Grabstein von Musset eingravierten Worte: "Liebe Freunde, wenn ich gestorben bin, pflanzt eine Weide auf meinem Grab" und fährt dann fort, er weine bei dem Gedanken, wie tief die Liebe des französischen Volkes zu seinem grossen Dichter ist. Danach erinnert er sich an Rossini, an Molière, an Lafontaine. Auf dem

neuerrichteten Marmorstein für Alphonse Daudet erkennt er dessen Portrait und in bronzenen Lettern die Titel der Meisterwerke. Friedhofbesuche in Paris versteht Nagai Kafū als eine "Pilgerreise ins Land der Poesie." Er erinnert sich am Grab von Alfred de Vigny: "L'oiseau s'en va, la feuille tombe, / L'amour s'éteint, car c'est l'hiver; / Petit oiseau, viens sur ma tombe / Chante, quand l'arbre sera vert." Vergangenheit und Gegenwart durchdringen sich, so wie es sich eben ergibt. Die neue Frauenmode fällt dem Wandernden am Neujahrstage auf; er äussert sich über die vielen jungen Mädchen mit der hohen Shimada-Frisur, die sie mit Kunstblumen aufputzen, und meint, vor zwanzig, dreissig Jahren hätte man sie für Landmädchen gehalten. Überhaupt sei scheusslich Aufgedonnertes gang und gäbe geworden. Sich vergangener Zeiten zu erinnern, ist das Eine, das Andere das Festhalten des Augenblicks wie etwa das Erlebnis der Mondnächte. Am 23. Januar lesen wir: "Wie ich zum Himmel hochblicke, umgibt den Mond ein grosser Hof; irgendwie eine träumerische Frühlingsnacht." Auch wenn der Dichter noch so oft von Fühlingsstimmung erfüllt ist, formuliert er sie nie in stereotyper Wiederholung. Gegen Ende März stellt er fest, dass keine *uguisu* in seinem Garten ihre melodischen Triller singen, selbst die Schwalben fehlen, und Spatzen kommen bloss ein oder zwei. Kafū findet, Tōkyō sei eine so lärmige Stadt wie New York oder Chicago geworden, wo man selbst in den Parkanlagen nicht mehr Vogelgezwitscher vernimmt. Das moderne Tōkyō, Kafūs Heimatstadt, ist trotz der Modernisierung, seine Lebenswelt geblieben, die er jedoch kritisch betrachtet. Da berichtet er von Obdachlosen, die auf dem Gelände des Daitoku-Schreins ihre Unterkünfte eingerichtet haben und in angeschlagenen Töpfen ihr Essen kochen. Niemand kümmert sich darum. Der Autor ist erschreckt über die Gleichgültigkeit, die Japaner gegenüber der Erhaltung ihrer Kunstschatze an den Tag legen. Er erinnert sich, dass Bettler im Jahre 1908 oder 1909 ein Reisigfeuer unterhielten und dabei die Haupthalle des Tempels Zōjō-ji zu Asche verbrannte.

So wie Negatives erwähnenswert ist, ist es auch das Positive, im Besonderen die Gebiete, in denen die edozeitliche Atmosphäre weiter dauert. Es sind dies die Quartiere entlang des Sumidagawa, die Ginza, Asakusa. Lustvoll schildert der Autor seine Stunden im Bordell. Er berichtet, wie morgens die Dienstmädchen des Hauses von Zimmer zu Zimmer rufen: "Zeit, sich frisch zu machen! Ab acht Uhr wird ein neuer Tag berechnet." Dazu die Bemerkung: "Ein Wort, das in diesem Kontext nicht mehr im Gebrauch ist, heisst 'Abschiedsschmerz'." Kafū gesteht, er verkehre in den

Freudenhäusern, um in den Traum der Erinnerung einzutauchen, wogegen ihm sonst alles gleichgültig geworden sei. Das Fazit: Das Bordell kommt ihm wie sein eigenes Schlafzimmer vor, sein eigenes Haus dagegen wie ein Arbeitszimmer. Im Übrigen dient die ausgiebige Schilderung der Geishakultur, der Unterhaltungskultur als Basis für eine geplante Erzählung.

Die Lektüre des Tagebuchs zeigt den Nostalgiker und den Zeitkritiker. Staunend registriert dieser, dass die Tōkyōter offensichtlich mit ihrem Leben zufrieden sind und es fröhlich geniessen. Über die Politik der Militaristen machen sie sich keine Sorgen, fürchten selbst den Krieg nicht, scheinen sich sogar darüber zu freuen. Er berichtet von der Stimmung auf den Bahnhöfen beim Verabschieden der Soldaten, notiert nebenbei, in Shanghai habe ein japanischer Soldat auf den englischen Botschafter Hugessen geschossen und ihn verletzt.

Der Eintrag vom neunten September vermerkt den Tod der Mutter. Am Rande fasst er kurz ihren Lebenslauf zusammen, seine Gemütsverfassung drückt er in einem Gedicht aus: "In memoriam // Die Nacht kam, / die ich durchweine – Herbstregen // Herbstwind – Er / raubte dies Jahr mir / die Mutter." Zwei Tage später nimmt er wie schon oft die "Apologie des Schlafes" von Hattori Nankaku (1683-1759) zur Hand, einem konfuzianischen Gelehrten und Dichter chinesischen Stils, dessen Schriften bis 1959 zu Kafūs Lektüre gehören.

Aus dem Verzeichnis des Lesestoffs eines einzigen Jahres wäre eine treffende Biografie Kafūs zu schreiben. Von japanischen Autoren ist Mori Ōgai (1862-1922) zu erwähnen, der ähnlich wie Kafū die Spannung zwischen zwei Epochen thematisiert. Der Zeitgenosse Akiba Tarō (1907-1985), der Verfasser einer vierbändigen Kafū-Chronik und Autor der "Geschichte des Tōkyōter Theaters zur Meiji-Zeit", gehört ebenfalls zur langen Reihe japanischer Schriftsteller und Dichter. Spezielle Beachtung verdient Kafūs Beschäftigung mit französischer Literatur. Er liest von André Gide den Reisebericht über die Sowjetunion. Die philosophische Erzählung *Candide* von Voltaire interessiert ihn. In einem kurzen Eintrag am 28. Oktober heisst es: "Ich übersetze einen Abschnitt von Mussets *Lucie*." Im November vertieft er sich in André Maurois' Vermischte Schriften *Mes songes que voici* und übersetzt noch abends spät einen kleinen Text von Henri de Régnier (1864-1936). Zu Régniers Roman *La canne de jaspé* bemerkt er, er habe ihn vor dreissig Jahren schon gelesen. Barbara Yoshida weist darauf hin, dass Henri de Régnier eine Integrationsfigur für Kafū war und unter Kafūs Gedichtübertragungen am häufigsten vertreten ist. Kafū ist

kein flüchtiger Leser. Texte, die ihn besonders beeindrucken, wie etwa Colettes Prosagedichtsammlung *Les Vrilles de la Vigne* liest er zum zweiten Mal. Besonders bewundernswert findet er das mit *Weisse Nächte* betitelte Stück: "Stilistisch sehr schön das Schlafzimmer geschildert", kommentiert er.

Im Anhang des vorliegenden Bandes sind alle wichtigen Personennamen mit knappen Informationen aufgelistet. Von den Ortsnamen gibt es ebenfalls ein Verzeichnis.

Jeder Tagebucheintrag beginnt, banal gesagt, mit dem Wetterbericht; erst dann folgen rein sachliche Notate und je nachdem spontane Kommentare. Kurz vor Jahresende zitiert er die Abendzeitung, darin der Befehl, dass ab dem ersten Mai nächstes Jahr alle Dancing-Halls in Japan schliessen müssen. Gegenwärtig gebe es in ganz Japan über zweitausend Tänzerinnen. Als Nächstes, so Kafū, werde es zum Verbot der Cafés und übernächstes Jahr zum Verbot der Romane kommen. Mit dem Ausruf "Schrecklich! Schrecklich!" schliesst er den Eintrag. Der letzte Satz der Tagebuchnotate am Silvester lautet: "Schon hört man den Hahn vom Nachbarhaus krähen."

Ob das neue Jahr wieder mit einem Friedhofsbesuch beginnt, fragt sich der Leser. Gewiss ist nur dies: Kafū hat das Bedürfnis, alles was für ihn Bedeutung hat, festzuhalten, das Fliessen der Zeit gleichsam auf einen Bildschirm zu projizieren, den er jederzeit abrufen kann. Jedes notierte Jahr wird so zu einem persönlichen Raum, in dem der Mensch, der Künstler aufgehoben ist. Kafū erschafft sich, überspitzt gesagt, seinen eigenen Tagesraum, seine Spaziergänge haben fast immer ein Ziel, einen Sinn, und alles Zufällige, sei es ein Treffen mit Freunden und Bekannten, fügt sich ein. Die Zeitkritik, manchmal ironisch, manchmal sarkastisch, fehlt selten.

Die Dokumentierung dieses einzigen Jahres erlaubt die Charakterisierung eines Mannes, der sich bewusst ist, dass das Leben eine Reise im Fluss der Zeit ist. Im aufschlussreichen Nachwort zitiert Barbara Yoshida diese sprichwörtliche Weisheit, die auf den chinesischen Dichter Li Tai-Po aus dem achten Jahrhundert zurückgeht. "Die Zeit ist ein Reisender von hundert Jahren", heisst es da. Fast paradox erscheint es jetzt, wie Kafū sich im modernen Tōkyō einen Elfenbeinturm einrichtet, in dem die Edo-Zeit weiterblüht.

Elise Guignard

BUCHHOLZ, Petra: *Schreiben und Erinnern. Über Selbstzeugnisse japanischer Kriegsteilnehmer*. München: Iudicium Verlag, 2003. (Iaponia Insula. Studien zu Kultur und Gesellschaft Japans, Band 10). ISBN 3-89129-819-6. 422 pp.

Während und vor allem auch nach der Lektüre der sorgfältigen Analyse schriftlicher Zeugnisse japanischer Kriegsteilnehmer erinnerte ich mich an zwei Sätze in Natsume Sōsekis Roman *Kokoro*. Sie lauten: “Das einzig Tiefe, was ich in dieser Welt empfunden habe, ist die Schuld, die auf den Menschen liegt. [...] Ich zögerte, mich mit einem Male zu zerstören, aber ich beschloss, zumindest so zu leben, als sei ich bereits tot.”

Verantwortungsgefühl sich selbst und den Andern gegenüber, das zwiespältige Verhältnis zum Tod sind die Grundthemen, die Petra Buchholz in der japanischen Lebenswelt der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts breitgefächert darstellt. Literarische Zeugnisse werden eher am Rande erwähnt, es werden Erinnerungsberichte von Laien untersucht.

Die Autorin strukturiert den Stoff in zwei Hauptteile; Teil I ist in drei Unterabteilungen gegliedert, Teil II in deren neun. Das Thema unter Teil I erörtert den Kontext und die Entstehungsbedingungen schriftlicher Beiträge zur japanischen Erinnerungskultur. Darauf gründet in Teil II das Bemühen um eine erzählbare Geschichte – Analyse und Interpretation von hundertfünfzehn “persönlichen Shōwa-Geschichten”.

An der langen Reihe der Überschriften ist zu ersehen, nach welchen Kriterien das Material geordnet ist. Zu Beginn zum Beispiel “Obsessive Lust” an der Schrift. Danach: “Über die Schwierigkeit des japanischen Schriftsystems”. Unter “Schreiben als Erinnerung” die Frage: “Japan – ein Land der Erinnerung?” Die letzten siebzig Seiten behandeln den “Andauernden Reflexionsbedarf – Rechtfertigungen und Bekenntnisse”. Abschliessend dann die “Stellung der persönlichen Shōwa-Geschichten im Gesamtzusammenhang japanischer Erinnerungen und Schreibkultur”. Zeitgeschichte und nicht Literaturgeschichte vermittelt das reichhaltige Buch; es wäre in diesem Rahmen als Nachschlagewerk zu bezeichnen.

Als Einstieg in die minutiös recherchierten und analysierten Fakten sei auf den Abschnitt “Bewegung, das Leben in Worte zu fassen” verwiesen. Gemeint ist hier das geschriebene Wort, weshalb zuerst das japanische Schriftsystem und danach die Formalisierung des Schreibens zur Befreiung der kindlichen Ausdrucksfähigkeit erklärt wird. Die Aufsatzerziehung im Schulunterricht beginnt ungewöhnlich früh, schon in der ersten Grundschulklasse werden die Kinder aufgefordert, ihre Gefühle und Erlebnisse schrift-

lich festzuhalten. Diese Früherziehung zur schriftlichen Äusserung setzte schon in der Meiji-Zeit ein. In diesem Zusammenhang wird der Pädagoge Ashida Enosuke (1873-1951) erwähnt, er gilt als reformpädagogischer Vorläufer des Taishō-Liberalismus.

Die Hemmung, Empfindungen schriftlich auszudrücken, existiert in Japan nicht, weder in der Jugend noch im Erwachsenenalter. Wesentlich zu dieser in allen sozialen Schichten zu beobachtenden Situation hat die Kinder-Literaturzeitschrift "Der rote Vogel" beigetragen, die von 1918-1936 erschien. Gegründet wurde sie von Suzuki Miekichi (1882-1936), einem Schüler von Natsume Sōseki. Miekichi schränkte seine eigene schriftstellerische Tätigkeit ein und gab den Lehrerberuf auf, um sich ausschliesslich der Förderung der Kinder- und Jugendliteratur zu widmen. Diese wohl mit keinem andern Land vergleichbare Tatsache erklärt auch, warum Hausfrauen, Arbeiter, einfache Soldaten und wer auch immer über ihr Leben schriftliche Zeugnisse in Kriegs- und Friedenszeiten hinterliessen sowohl in Tagebüchern wie in Briefen.

Allgemein, nicht nur unter Historikern, setzte sich früh eine neue Definition von Geschichte durch: Die Geschichte eines Landes ist nicht von der subjektiven Erfahrung des Einzelnen zu trennen. Erfahrung plus Erinnerung daran, plus objektive Fakten verlangen die gewissenhafte Interpretation. Nur so entsteht ein lebendiges Epochenbild. Um diese Tatsache zu veranschaulichen, wählt Petra Buchholz einen bestimmten Zeitabschnitt, und zwar grosso modo den Zweiten Weltkrieg. Ein längerer Abschnitt gilt dem Kriegsvokabular. Kriegserinnerungen sollen unterhaltsam, lehrreich und warnend verfasst sein; politische und soziale Gegebenheiten nicht ausführlich geschildert werden. Wichtiger sind geschickt eingesetzte Parolen oder auch ein Bekenntnis wie "ein patriotischer Jugendlicher" gewesen zu sein.

Aufschlussreich ist der Abschnitt "Selbstkritik von Frauen". Da erzählt eine Frau, sie besitze ein Foto von sich, wo sie ein Stirnband mit den Schriftzeichen "unbedingter Sieg" und die damals üblichen Pumphosen trage, und sie gesteht, beim Betrachten nichts als Selbstmitleid und Selbsttadel zu empfinden. – Oder eine in den Dienst der Achten Marscharmee gezwungene Krankenschwester, skizziert ihre Haltung während des Krieges: "Dass die da oben etwas falsch machen könnten, so weit gingen meine Gedanken nicht."

Von besonderem Interesse ist das kollektive Gedächtnis an einmalige Ereignisse wie der 15. August 1945. Schon ein halbes Jahr danach erschien eine neue Zeitschrift unter dem Titel "Literatur des neuen Japan", worin

ausschliesslich Schriftsteller ihre Beiträge publizierten und dabei oft ihre Erinnerungen inszenierten. Die Niederlage wurde als radikaler Wendepunkt, als Zeitenwende zwischen den Jahren vor dem Krieg und nach dem Krieg verstanden. Die im November 1945 gegründete Literaturzeitschrift suggeriert mit dem Titel "Vita nova" gemäss Petra Buchholz den Mythos eines Neuanfangs. Sie zitiert dazu aus Katō Shūichis Autobiographie: "Meine Welt war nun mit hellem Licht übergossen."

Der Krieg wurde im Volk als Dunkelheit empfunden. Eine Frau hielt beispielsweise am Tag der Kapitulation fest: "An diesem Abend machten wir alle elektrischen Lampen im Hause an und gingen zu dritt nach draussen, um es zu betrachten. Es war so wunderschön, dass diese lange dunkle Nacht vorüber war."

Die totale Niederlage verpflichtete die Lebenden, ganz im Sinne Natsume Sōsekis, die Toten zu ehren. Der in Ostasien allgemein übliche Ahnenkult wurde in allen sozialen Schichten verantwortungsbewusst gepflegt. Rituale und Opfergaben verbanden Abgeschiedene und Überlebende. Petra Buchholz konstatiert, aus dem althergebrachten Ahnenkult sei im Japan der Gegenwart ein eigentlicher Erinnerungskult geworden.

Um die Fülle, der in dieser Publikation angeschlagenen Themen in Griff zu bekommen, wäre vorzuschlagen, zuerst die zwanzig Seiten der Schlussbetrachtung und auch die knapp zehneitige Einleitung zu lesen. Ein spezieller Hinweis gelte den Abschnitten "Der unvermeidlich vergleichende Blick", dem Exkurs "Bekenntnisse aus der Täterperspektive in den populären Kriegserinnerungen Japans" und dem Abschnitt "Die Stellung der persönlichen Shōwa-Geschichten im Gesamtzusammenhang japanischer Erinnerungs- und Schreibkultur".

Die gründlich recherchierte Untersuchung und deren Darstellung soll belegen, dass in Japan das Bedürfnis, sich den Krieg vom Herzen zu schreiben, unvermindert aktuell geblieben ist. Das dreissigseitige Literaturverzeichnis kann zur Fortsetzung der Diskussion anregen.

Elise Guignard

STAHL, David C.: *The Burdens of Survival: Ōoka Shōhei's Writings on the Pacific War*. Honolulu: University of Hawai'i Press, 2003. Photographien, Landkarten. ISBN 0-8248-2540-3. 374 pp.

Nach dem Zusammenbruch von 1945 erschienen in Japan bald in grosser Zahl literarische Werke, in denen die langen Kriegsjahre vom Beginn des Chinesisch-Japanischen Krieges bis zum Ende des Pazifischen Krieges thematisiert wurden. Die Gattung *sensō bungaku* ("Kriegsliteratur") diente den japanischen Autoren der Nachkriegszeit als Medium zur Verarbeitung von Kriegserlebnissen an der Front wie auch in der Heimat. Ōoka Shōhei (1909-1988) zählt zweifellos nicht nur zu den bedeutendsten Repräsentanten dieses Genres, sondern darüber hinaus auch zum Kreis der herausragendsten Autoren der japanischen Moderne überhaupt. Der Literaturnobelpreisträger Ōe Kenzaburō verglich Ōokas Stellung für die Nachkriegsliteratur mit derjenigen Natsume Sōsekis für die Vorkriegsliteratur; beide hätten die entscheidenden moralischen und ethischen Probleme der Zeit, in der sie lebten, in ihren Werken explizit aufgegriffen und in brillanter Weise verarbeitet. Von daher erstaunt es, dass bislang ausserhalb Japans noch keine umfassende Studie zu Ōoka Shōhei erschienen ist. David C. Stahl, Assistenzprofessor für Japanisch am Williams College in Massachusetts, nahm sich dieser Aufgabe an und füllte damit eine Lücke in der westlichen Japanforschung.

Stahl befasste sich mit Ōokas Literarisierung von Kriegserlebnissen ebenso intensiv wie mit dessen seelischer Verfassung und Entwicklung als Autor, es handelt sich also um eine interdisziplinär ausgerichtete Studie basierend auf einer literaturwissenschaftlichen und einer psychologisch-analytischen Annäherung an den Forschungsgegenstand. Im Sommer 1944 war Ōoka im Alter von 35 Jahren noch in die japanischen Streitkräfte eingezogen und auf die Philippinen entsandt worden. Dort geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft; die japanische Kapitulation erlebte er in einem Gefangenenlager auf der Philippinen-Insel Leyte. Nach der Repatriierung begann er mit der literarischen Verarbeitung von Kriegserlebnissen. Stahl begreift Ōoka als einen Überlebenden, der Extremsituationen des Krieges im Pazifik körperlich zwar einigermassen heil überstanden hatte, in seelischer Hinsicht jedoch zutiefst traumatisiert aus dem Krieg zurückkehrte. Die Untersuchungen beginnen mit der Frage, wie man sich der Literatur eines "traumatisierten Überlebenden" am besten annähert. Mit der These, dass sich die Werke eines traumatisierten Autors von denjenigen eines nicht-traumati-

sierten grundsätzlich unterscheiden, schliesst sich Stahl einem Ansatz von Kali Tal an, der die literarischen Texte von Kriegsveteranen als "literature of trauma" definierte.¹ Nach Tals Einschätzung tendieren Kriegsveteranen allgemein dazu, ihr "persönliches Trauma" mit einem "nationalen Trauma" zu verbinden. Daraus erkläre sich ihre zum Teil unbändige Abneigung gegenüber politischen Entwicklungen, die erneut zu traumatischen Erfahrungen einer Nation sowie ihrer Individuen führen könnten. Stahl sieht als entscheidenden Faktor traumatischer Erlebnisse im Falle Ōokas die Tatsache des Überlebens. In Anlehnung an Tals Charakterisierung literarischer Kriegsberichte als "literature of trauma" prägt er deshalb den Begriff "literature of survival". Hier wiederum greift er auf einen Ansatz von Robert Jay Lifton zurück, der als Konsequenz des Überlebens und als psychische Auswirkung der Todeserfahrung für den Betroffenen schwere Schuldgefühle diagnostizierte.² Nach Lifton resultiert aus Situationen, in denen Menschen gewaltsam ihr Leben verlieren, andere jedoch überleben für letztere der zwanghafte Gedanke, nur dank der "Aufopferung" der Toten überlebt zu haben. Der Überlebende entwickle seine eigene Logik: Wenn andere nicht gestorben wären, hätte er nicht überlebt, und wenn umgekehrt er selbst gestorben wäre, dann hätte an seiner Stelle jemand aus den Reihen der Todesopfer überlebt. Aus diesen Schuldgefühlen könne das starke Bedürfnis entstehen, das eigene Überleben mit einem tieferen Sinn ausstatten zu wollen und nach Möglichkeiten zu suchen, um Extremsituationen, die zum eigenen Überleben und zur hautnahen Berührung mit dem Tod geführt hatten, für kommende Generationen zu vermeiden. Stahl leitet aus dieser psychologischen Prämisse ab, dass das Schreiben für Ōoka Shōhei nicht nur eine Gelegenheit bot, seine traumatischen Erlebnisse zu verarbeiten und seine seelische Last zu lindern, sondern darüber hinaus seinem Überleben auch einen echten Sinn verlieh. Ōokas literarische Tätigkeit in der Nachkriegszeit sei als "Mission eines Überlebenden" zu begreifen, als beharrlichen Versuch, die belastende Vergangenheit aufzuarbeiten und der Kriegsoffer zu gedenken. Ōokas persönlich-individuelle Vergangenheitsbewältigung sei zudem kollektivierbar, er habe also ein Exempel statuiert, das durchaus auf die gesamte japanische Gesellschaft übertragbar sei:

1 Vgl. Tal, Kali. *Worlds of Hurt: Reading the Literatures of Trauma*. New York: Cambridge University Press, 1996.

2 Vgl. Lifton, Robert Jay. *The Broken Connection: On Death and the Continuity of Life*. Washington, D.C.: American Psychiatric Press, 1979.

Ōoka ends his formal mission of survivor formulation by articulating how his countrymen can fulfill the outstanding debt they owe to the millions who perished in the flames of war. Through his own personal struggles, he learned that the only sure way to come to terms with the past was to squarely face the facts concerning the Pacific War and to work through deep-seated feelings of guilt, self-recrimination, and loss. And what holds true for the individual may very well hold true for the group as well. Ōoka's journey of survivor illumination offers an inspiring microcosmic example of a viable means of collectively mastering the burdened past. (p. 324)

Stahl untersucht Ōokas literarische "Überlebensmission" hauptsächlich anhand der Werke *Nobi* ("Feuer im Grasland", 1948-1951), *Musashino fujin* ("Eine Dame aus Musashino", 1950), *Kaei* ("Im Schatten der Blüten", 1959) und *Reite senki* ("Bericht von der Schlacht von Leyte", 1967-1969).³ Während in *Musashino fujin* und *Kaei* die Kriegs- und Nachkriegsjahre in Japan recht unterschiedlich anhand weiblicher Hauptfiguren behandelt werden, ist das Thema von *Nobi* und *Reite senki* im Grunde identisch: Beschrieben wird die Entscheidungsschlacht im Pazifischen Krieg, die Schlacht um die Insel Leyte, auf der im Spätherbst 1944 schätzungsweise 90'000 Japaner umkamen. Doch obwohl der Schauplatz und die Themenausrichtung in diesen beiden Werken zusammenfallen, ist das Resultat dennoch grundverschieden. Im 180-seitigen Roman *Nobi* beschreibt Ōoka Extremsituationen des Pazifischen Krieges aus der Perspektive eines fiktiven Ich-Erzählers. Wichtige Motive wie die Ausstossung von Verwundeten und Kranken mangels ausreichender Verpflegung aus der Gruppe oder die Schilderung kannibalistischer Schandtaten gehen auf Berichte ehemaliger Kriegsgefangener zurück, die der Autor in den Jahren nach Kriegsende aufgesucht und befragt hatte. Das in der Fassung der "Gesamtausgabe zu Ōoka Shōhei" (*Ōoka Shōhei zenshū*, Bde. 9 & 10, Chikuma shobō, 1995) beinahe 1'000 Seiten umfassende Monumentalwerk *Reite senki* hingegen ist ein sich direkt auf historische Dokumente stützender Tatsachenbericht über sämtliche See-, Land- und Luftgefechte auf Leyte im Jahre 1944. Zu Recht schenkt

- 3 Ōoka Shōheis Werke *Nobi*, *Musashino fujin* und *Kaei* wurden zum Teil gleich mehrmals in westliche Sprachen übersetzt. Genannt seien hier vier relativ leicht zugängliche Übersetzungen: *Feuer im Grasland*. Roman. Aus dem Japanischen übertragen von G. S. Dombady und Oscar Benl. Mit einem Nachwort von Irmela Hijiya-Kirschner. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag, 1994. *La dame de Musashino*. Roman traduit du japonais par Thierry Maré. Paris: Picquier, 1991. *L'ombre des fleurs*. Roman traduit du japonais par Anne Bayard-Sakai. Paris: Picquier, 1990. *The Shade of Blossoms*. Translated with an introduction by Dennis Washburn. Ann Arbor, Mich.: University of Michigan, Center for Japanese Studies, 1998.

Stahl den Werken *Nobi* und *Reite senki* am meisten Aufmerksamkeit; Kapitel 2 über *Nobi* umfasst 50, Kapitel 4 über das *Reite senki* knapp 110 Seiten. Dass zwischen den Kapiteln 2 und 4 ein 65 Seiten langes Kapitel den thematisch völlig anders gearteten Erzählungen *Musashino fujin* und *Kaei* gewidmet wird, hat allerdings zur Folge, dass die Werke *Nobi* und *Reite senki* kaum direkt miteinander in Beziehung gesetzt, geschweige denn verglichen werden. Ein erzähltheoretischer Vergleich zwischen diesen Erzählwerken wäre jedoch sinnvoll gewesen, da sich dem Leser die narrative Dichotomie der beiden Texte nur durch die Aufdeckung von gravierenden Unterschieden hinsichtlich der verwendeten Erzähltechniken wirklich erschliesst. Während die psychologisch-analytische Ebene von Stahls Untersuchung also noch als stringent und überzeugend einzuschätzen ist, erscheint mir die literaturwissenschaftliche Ebene infolge des nicht explizit dargelegten theoretischen Instrumentariums und der fehlenden Quervergleiche doch eher lückenhaft. Die Berücksichtigung erzähltheoretischer Untersuchungskategorien hätte Stahls Analyse zweifellos bereichert und die beträchtlichen Differenzen bezüglich der Fiktionalisierung bzw. des Wirklichkeitsgehalts zwischen den einzelnen Werken noch deutlicher erkennbar gemacht. Auch erwähnt Stahl mit keinem Wort ein bedeutendes Frühwerk von Ōoka, nämlich *Furyoki* ("Bericht eines Gefangenen", 1948), das als Vorläufer von *Nobi* gelten kann.

Dennoch ist Stahls Leistung insgesamt sehr zu anerkennen, nicht zuletzt wegen der zahlreichen und sorgfältigen Übersetzungen aus den vier behandelten Hauptwerken Ōokas. Das sprachlich nicht leicht zu entschlüsselnde Monumentalwerk *Reite senki* wird erstmals in einer westlichen Sprache vorgestellt. Interessant sind auch die ausführlichen Hintergrundinformationen zum Entstehungsprozess der einzelnen Werke. Die Idee zu *Nobi* etwa sei dadurch entstanden, dass es Ōoka nach eigener Aussage trotz der Niederschrift mehrerer Essays nicht gelungen war, seine Kriegserlebnisse rational wirklich zu verarbeiten; erst die fiktionale Erzählweise des Romans *Nobi*, in dem der Ich-Erzähler als Verrückter auftritt, habe es ihm ermöglicht, die Verwirrung und Einsamkeit eines "Überlebenden" des Pazifischen Krieges adäquat zu beschreiben. Ōoka sei jedoch in der Folge mit dem erstaunlichen Umstand konfrontiert worden, dass viele Kriegsveteranen und deren Angehörige *Nobi* als Tatsachenbericht lasen. Dies habe ihn dazu bewogen, den implizit von ihm geforderten Tatsachenbericht in der Form des *Reite senki* gewissermassen nachzuliefern.

Als Ōoka im Jahre 1971 in die japanische Akademie der Künste aufgenommen werden sollte, lehnte er kurzerhand mit der Begründung ab, er sei durch seine Kriegsgefangenschaft und sein Überleben entehrt worden und jener hohen Auszeichnung, die eine lebenslange Monatsrente aus öffentlichen Geldern mit sich gebracht hätte, unwürdig. Dieser Akt der Zurückweisung staatlicher Anerkennung widerspiegelt erneut Ōokas Zerrissenheit und deutet darauf hin, dass er sich mit der Tatsache seines Überlebens auch nach der Niederschrift des *Reite senki* noch immer nicht ganz zurechtfinden konnte. Sein Handeln verweist jedoch auch auf seine tiefe Verbundenheit gegenüber den toten Kameraden und die beeindruckende menschliche Integrität, die ihm zu eigen war. Stahls Studie deckt diese Hintergründe für ein westliches Publikum in verdienstvoller Weise auf und verdeutlicht, wie unverzichtbar die von literarischen Werken höchster Qualität ausgehende Sinnstiftung für den schmerzlichen Prozess der Vergangenheitsbewältigung auf individueller wie auch kollektiver Ebene ist.

Harald Meyer

BERSCHIN, Walter/SCHAMONI, Wolfgang (Hg.): *Biographie – «So der Westen wie der Osten»?* Zwölf Studien. Heidelberg: Mattes Verlag, 2003. Abbildungen. ISBN 3-930978-17-2. 226 pp.

Das Zitat im Titel dieser interdisziplinären Aufsatzsammlung zu Biographien aus dem europäischen und asiatischen Kulturraum stammt aus dem Eingangsgedicht von Goethes *West-östlichem Diwan*, wurde jedoch mit einem Fragezeichen versehen. Der Leser ist somit von Beginn weg mit der grundsätzlichen Fragestellung der vorliegenden Publikation von zwölf Artikeln zum Thema "Biographie" und "Autobiographie" konfrontiert. Laut dem Vorwort der Herausgeber soll aufgezeigt werden, dass "«West» und «Ost» in diesem Bereich nicht gleich sind", es aber "wie bei allen menschlichen Unternehmungen auch bei der Biographie viele Ähnlichkeiten und viele Differenzen" gebe. Die "Biographie" und die "Autobiographie" werden dabei nicht als "a-historisch existierende Genres" verstanden, sondern sehr breit gefächert lediglich als "Arbeitsgebiete" definiert, die "durch das Interesse am Bild des Menschen und an der Funktion, die die Darstellung von

eigenen oder fremden Lebensläufen in einer bestimmten Gesellschaft haben kann, zusammengehalten werden" (S. VII).

Entstanden ist die vorliegende Publikation im Anschluss an eine Ringvorlesung an der Universität Heidelberg vom Sommersemester 2001. Fachvertreter unterschiedlicher Disziplinen fanden sich zusammen, um sich mit dem Thema "Biographie" aus ganz verschiedener Perspektive auseinanderzusetzen. Entsprechend vielseitig ist auch die daraus hervorgegangene Publikation, die raum- und zeitübergreifend diverse Aspekte biographischen Wirkens aufgreift. Zeitlich reichen die einzelnen Beiträge von der griechisch-römischen und der chinesischen Antike über das Mittelalter bis hin zur Moderne in West und Ost. Als besonderes Anliegen der Herausgeber wird geltend gemacht, dass vermehrt auch der "Osten" ins Blickfeld rückt, da noch immer "westliche Erörterungen der Biographie und Autobiographie ganz selbstverständlich nur vom «Westen»" handelten (S. VIII). Die Hälfte der Beiträge deckt denn auch den östlichen Bereich ab: "Sima Qian und die Anfänge der chinesischen Biographik" (Hans van Ess), "Weibliche Autobiographie vs. männliche Biographie? Die japanischen «Hofdamentagebücher» des X./XI. Jahrhunderts" (Wolfgang Schamoni), "Osmanische Autobiographien vor dem XIX. Jahrhundert: <the most interesting books never written>?" (Michael Ursinus), "Biographie als Lebensprogramm. Zur normativen Funktion der chinesischen Biographik" (Rudolf G. Wagner), "Autobiographie und Hagiographie: Indische zeitgenössische Lebensentwürfe" (Monika Horstmann) und "Rufer in der Wüste und Führer der Revolution. Der chinesische Dichter Lu Xun im Selbstportrait und als politische Ikone" (Susanne Weigelin-Schwiedrzik). Exemplarisch besprochen werden soll hier lediglich Wolfgang Schamonis Beitrag zu biographischen und autobiographischen Schriften im Japan der Heian-Zeit (794-1185).

Schamoni zeigt anhand der Gattung der "Hofdamentagebücher" auf, dass im japanischen Fall die Textsorte "Autobiographie" nicht isoliert auftritt, sondern in regem Austausch mit anderen Textsorten steht. Die Überschneidungen mit der "Erzählprosa" (*monogatari*), der "Gedichtsammlung" (*shū*) und dem "Tagebuch" (*nikki*) wertet er als dermassen tief greifend, dass es fraglich sei, ob die "Hofdamentagebücher" wirklich für sich genommen eine separate Gattung bilden. Überhaupt sei grundsätzlich davon auszugehen, dass alle Textsorten "nicht für sich allein, sondern in arbeitsteiliger Nachbarschaft mit anderen innerhalb eines Systems von Textsorten" existierten (S. 62). Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es sich bei den zur Untersuchung herangezogenen Aufzeichnungen von Hofdamen häufig

um so genannte *nikki* (“Tagebücher”) handelt – der Terminus kommt bereits im Titel einiger Werke vor: *Kagerō nikki*, *Sarashina nikki*, *Sanuki no Suke no nikki* etc. Dennoch sind diese “Hofdamentagebücher” nicht – wie zu erwarten wäre – “Tagebücher” im Sinne von regelmässig, d.h. meist täglich verfassten Erfahrungsberichten, sondern eher Autobiographien oder zumindest autobiographische Schriften, die rückblickend, chronologisch durchstrukturiert und immer auf die Perspektive der Ich-Erzählinstanz beschränkt über das Leben der Autorin berichten. Die Vita der Verfasserin bildet in diesen Texten also den “roten Faden”, es bestehen aber dennoch beträchtliche Unterschiede bezüglich der Zeitspanne des beschriebenen Lebenswegs. Das *Kagerō nikki* etwa umfasst einen Zeitraum von 20 Jahren und das *Sarashina nikki* behandelt fast 40 Jahre des Lebens der Verfasserin, so dass nach Schamonis Einschätzung ersteres *nikki* lediglich als Autobiographie bezeichnet werden kann, letzteres jedoch geradezu als Autobiographie bezeichnet werden muss.

Einmal mehr zeigt es sich hier, dass herkömmliche Gattungsbegriffe der deutschsprachigen Literaturwissenschaft in Anwendung auf die japanische Literaturlandschaft nicht immer adäquat sind, denn der Begriff *nikki* entspricht bezüglich der heian-zeitlichen “Hofdamentagebücher” mitnichten unseren heutigen, “westlichen” Vorstellungen eines Tagebuchs. Dies wird nur schon anhand der Datierungen deutlich, die in der Regel keineswegs in Tagen, Monaten und Jahren erfolgen, sondern viel unbestimmter sind. Dennoch ist der Begriff *nikki* nach Ansicht Schamonis nicht einfach über Bord zu werfen, da es sich schliesslich um einen historischen Gattungsbegriff handelt. Zu Recht bewertet er jedoch den von japanischen Literaturwissenschaftlern im 20. Jahrhundert kreierten Genrebegriff *nikki bungaku* (“Tagebuchliteratur”) als unhistorische und damit unbrauchbare Kategorisierung, zumal diese kaum durch genaue Definitionen fundiert wurde.

Wolfgang Schamonis Untersuchungen beschränken sich übrigens keineswegs auf die in der elegant fliessenden Silbenschrift Hiragana und in japanischer Sprache verfassten “Hofdamentagebücher”, sondern beziehen auch Texte (Biographien und “autobiographische Aufzeichnungen”) von Männern mit ein, die in der Frühzeit und noch in der Heian-Zeit in chinesischer Sprache und mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben wurden. Als Fazit wird geltend gemacht, dass nicht nur in sprachlicher Hinsicht eine gewisse Dichotomie zwischen der “weiblichen” und der “männlichen” Seite auszumachen ist; während nämlich die Damen am Heian-Hof und der Aristokratie sich auf die Niederschrift höchst eigen-

ständiger autobiographischer Texte konzentrierten, schufen männliche Hofbeamte und buddhistische Mönche kurze Biographien und autobiographische Schriften nach chinesischem Vorbild.

Die in diesem Beitrag herausgearbeiteten Besonderheiten männlicher und weiblicher Biographien und Autobiographien im Japan der Heian-Zeit liefern in der Tat eine solide Basis für westöstliche Vergleiche und vermitteln darüber hinaus einen ersten Eindruck der vielschichtigen Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen "West" und "Ost". Dass interkulturelle Vergleiche in allen Beiträgen stets implizit bleiben, setzt den Wert der vorliegenden Aufsatzsammlung übrigens keineswegs herab. Ihr Ziel war es ja in erster Linie zur Beschäftigung mit solchen Vergleichen anzuregen und ein vorläufiges Fundament dafür zu schaffen. Sehr nützlich und für zukünftige Arbeiten unverzichtbar ist zudem die von Wolfgang Schamoni zusammengestellte "Bibliographie zu Biographie und Autobiographie in West und Ost". Es bleibt zu hoffen, dass dieses Beispiel interdisziplinärer Zusammenarbeit Schule machen wird.

Harald Meyer

SHIMIZU Akitoshi/VAN BREMEN, Jan (Eds.): *Wartime Japanese Anthropology in Asia and the Pacific*. Osaka: National Museum of Ethnology, 2003. Senri Ethnological Studies no. 65. 300 pp. [The publications of Senri Ethnological studies are not for sale. They are being distributed to a limited number of libraries worldwide.] ISBN 0387-6004

The conflicts in ex Yugoslavia, the Near and Middle East and Africa with large numbers of refugees, the integration of them and of emigrants in culturally very different countries is a more and more scorching theme, calling for the expertise of anthropologists. Such expertise also played an important role before and during World War II.

In the introduction the editors explain how anthropology was influenced by colonialism and imperialism since the 18th century. Colonial powers like the Netherlands, England, the USA etc. were interested in understanding the peoples in newly acquired territories. The boon time for anthropology came with World War II, when all powers were in urgent need

of understanding their enemies for propaganda purposes and to prepare themselves for the occupation and administration of enemy territory.

In “Wartime Anthropology: A Global Perspective,” van Bremen compares war anthropology in Japan and the United States, and to a minor degree, in Great Britain and the Netherlands. At the outset he defines *War Anthropology* which directly supports fighting the war, *Wartime Anthropology* as a general term for all anthropology in times of war, and *Anthropology of war and warfare* as the ethnography and study of battles, the life and death of both combatants and non-combatants in the theatres of war and the wartime society in the motherland. Both USA and Japan realized how important a wide and deep understanding of the enemy was. Conclusions by scientists like Ruth Benedict had a major impact on how the US dealt with Japan towards the end and after the war.

Shimizu Akitoshi deals with “Anthropology and the Wartime Situation of the 1930s and 1940s: Masao Oka, Yoshitarō Hirano, Eiichirō Ishida and Their Negotiations with the Situation.” By taking full control of Manchuria in 1931 and subsequently invading China, Japan was socially – ideologically – economically and politically directed towards total war efforts, to which anthropology had to contribute its share.

In “Nakano Seiichi and Colonial Ethnic Studies” Kevin M. Doak traces the relationship between ethnicity and national identity, focusing on the role of Nakano Seiichi (1905-1993), who had developed ideas how to tackle the problem of nationality (*minzoku*) in wartime Japan. His approach was that nationality was not a matter of race, but one of a common fate. In view of the multi-ethnic realities of modern society, he felt that national identity was but an abstract ideal. He concluded that there are three types of consciousness of ethnic nationality, of which the concept of ethnic nation in a broader sense (*kōgi no minzoku gainen*) was a true modern ethnic nation, possessed of a common purpose. Nakano re-interpreted ethnic nationality. He saw it as an additional element within a broader concept of nationality, belittling ethnic differences within Asia and stressing the greater similarities that exist within Asians.

Sekimoto Teruo writes about “Selves and Others in Japanese Anthropology,” setting out from two questions. First, on which geographical areas did Japanese anthropologists focus over the last six decades, and, second, how has the pattern of focus been changing over the years? Analyzing by time periods and geographical focus 1276 articles published in the *Japanese Journal of Ethnology* between 1935 and 1944, he arrives at six consecutive

periods. The first was from 1935 to 1944, in which the first generation of modern Japanese anthropologists was benefited by war and militarism. Their focus before and during World War II was on people in the colonized and occupied territories. After the war anthropologists continue to do more field work abroad than in Japan, there is a tendency to go in search of “others” as a category opposite to that of themselves.

The origin of the Japanese race had been a major theme since the setting up of the Japanese anthropology in 1884. Almost all anthropologists shared the view that the Japanese race was heterogeneous, but some insisted that it must have been homogenous. In “Physical Anthropology in Wartime Japan” Nobayashi Atsushi discusses how the pursuit of the origin of the Japanese race was carried out. The research concentrated on comparing the relation between the Japanese and the neighbouring peoples, in order to provide insights into the origins of the Japanese race.

“Anthropological Studies of the Indigenous Peoples in Sakhalin in Pre-Wartime and Wartime Japan” is Sasaki Shirō’s topic from the point of view of the historical study of indigenous peoples. He focuses on field research of the Uilta people conducted in the 1930s and 1940s by Ishida Eiichirō, a leader of post-wartime anthropology. In their competition for the control over Sakhalin, both Japan and Russia behaved as colonial powers, paying no heed to the indigenous peoples. Ishida took into account also the results of research done by others, amongst them Europeans. He took great care in describing in detail the Uilta society, based on field data of his own. Sasaki, whilst paying tribute to Ishida, detects some deficiencies in his work, e.g. the lack of information about the socio-political background of the Uilta society.

Ch’oe Kilsūng presents “War and Ethnology/Folklore in Colonial Korea: The Case of Akiba Takashi.” Akiba was a renowned ethnologist in colonial Korea. Kilsūng examines how he had positioned himself between colonialism and academism and his attitude to colonialism and ethnology during World War II. Akiba conducted fieldwork, collected data and interpreted findings in religious, folkloric and sociological perspectives, he was a pioneer of shamanism studies. His reputation suffers by the claim that he did not contribute to academic studies of Korean folklore and that he was at the service of military strategy and colonialism. Akiba held that Japan and Korea belong, ethnologically and linguistically, to the same race (*minzoku*) and advocated a union between Japanese and Koreans by way of “the Japanese Spirit,” defining “Minzoku” as “a group of people who share the same culture and aspire after the same ideal.”

In his paper "For Science, Co-Prosperity, and Love: The Re-imagination of Taiwanese Folklore and Japan's Greater East Asian War" Tsu Yun Hui examines how a group of amateur folklorists in Japanese-ruled Taiwan justified and practised folkloric research during the war 1941-1945. In support of their research they expounded two arguments: The principle that the pursuit of folkloric knowledge would contribute to research on mainland China and South East Asia, both of vital interest to Japan. The practical value of folkloric information with regard to the political and racial situation inside and outside of Taiwan would serve the expansionist goal of Japan.

"Studies of Chinese Peasant Society in Japan: Before and During World War II" by Nie Lili provide an overview of the situation in China. The aim is to understand the purposes and research methods, how the Japanese scholars viewed Chinese society and how the nexus between war and colonisation influenced their activity. Research can be classified according to its purpose, e.g. assistance to the government or military in establishing control of newly occupied territories. Topics studied before and during the war include district social history, customs, land, farming, village finance, family, kinship and lineage. A second purpose was conducted for military purposes. Other purposes were to expand the business of companies, to understand the historical situation and customs followed in those regions of China, where Japan was fighting and establishing colonies.

Miyazaki Kōji's "Colonial Anthropology in the Netherlands and War-time Anthropology in Japan" is devoted to the term "other." Miyazaki interprets Japanese anthropology of those years not as one which encounters the "other," but as one that expands the collective "self." The Dutch colonial rule only started in 1798, when the Dutch Far Eastern Company (VOC) had to transfer all power to the Dutch government. Ruling the colony required providing the administrative and military personnel with practical knowledge, e.g. languages, customary and Islamic law. The Dutch colonial anthropology developed gradually, it can somehow be compared with Japanese studies on Taiwan and Korea, but not with wartime anthropology.

In "Mabuchi Tōichi in Makassar" Nakao Katsumi describes wartime anthropology in Burma, Mabuchi's years at the Taihoku University, his work with the South Manchurian Railway Co and at the Makassar Institute 1944-1945.

B. A. Hussainmiya's "Resuscitating Nationalism: Brunei under the Japanese Military Administration (1941-1945)" analyzes a new national and so-

cial awareness created by the Japanese among indigenous communities. The British Residency Rule relied on a combination of benevolent toleration of the sultan and a de facto British ruler. The Japanese gave Brunei authorities ample room for decision making. For the first time Brunei Malays tasted the fruits of self-administration. This experience transformed subservient people to people demanding rights and freedom, when the former rulers returned after the war.

The publication provides a welcome insight into the different phases of anthropology in Japan, not only in wartime. The reference to foreign scientists, whose research had a bearing on Japanese anthropology, is particularly helpful in appraising the situation, even more important are the contributions about leading Japanese anthropologists. Each article is accompanied by a rich bibliography. Where appropriate, names are shown also in Kanji.

Richard Dähler